

Sicherheit geben. So könnten wir viele Selbstmorde und Suizidversuche verhindern.

Für Sterbehilfvereine habe ich nichts übrig. Ich habe Angst, dass es vor allem die einsamen Menschen sind, die sich an diese geschäftsmäßigen Vereine wenden. Menschen, die niemanden haben, mit dem sie reden können, und keinen Arzt, dem sie vertrauen. Deshalb habe ich beschlossen, einen eigenen Antrag zur Sterbehilfe zu formulieren. Ich habe Peter Hintze von der CDU angerufen. Ich hoffte, dass er das Thema ähnlich sieht. Wir haben lange gesprochen. An diese Woche kann ich mich genau erinnern. Ich war bei meinen Eltern. Der Krebs war zurückgekehrt.

Mein Vater starb im September. Ich war gerade auf einer Klausur der SPD-Fraktion, wir berieten auch über die Sterbehilfe. Da kam der Anruf, dass es ihm sehr schlecht gehe. Ich bin sofort nach Hause gefahren. Die Ärzte wollten noch mal operieren, aber mein Vater lehnte das ab. Er hatte eine Patientenverfügung, die wir alle kannten. Wir haben seinen Wunsch respektiert.

Er wollte ein Wiesengrab, auch das hatten wir vorher besprochen. Auch wenn es traurig ist und uns fordert: Es sollte uns öfter gelingen, über das Sterben und den Tod zu sprechen.

Kathrin Vogler, 51

Die Linke, Geschäftsführerin, Antrag 1

Ich weiß schon seit ungefähr 20 Jahren, wie mein Ende aussehen könnte. Damals habe ich erfahren, dass ich krank bin. Ich habe multiple Sklerose. Ich hatte einen schweren Schub und konnte meinen rechten Arm nicht mehr benutzen. Ich war sechs Wochen in einer Reha-Klinik. Da habe ich einen Blick in eine mögliche Zukunft erhascht. Ich sah andere Erkrankte.



Vogler

Manche saßen im Rollstuhl, die meisten waren auf fremde Hilfe angewiesen.

Es kann sein, dass ich Menschen zur Last fallen werde. Es fällt mir schon schwer, andere um Hilfe bitten zu müssen, aber ich hoffe, dass ich in einer Welt lebe, in der man einen Kranken nicht als jemanden sieht, der tot besser dran wäre.

Es gab einen Moment in der Sterbehilfe-Debatte, den ich nie vergessen werde. Es war ein kleiner Kreis von Abgeordneten. Eine Kollegin sagte, sie habe keine Lust, sich im Alter den Hintern abwischen zu lassen. Da stand ich auf und sagte vor allen, dass ich krank bin.

Ich sagte: „Ich bin froh, Teil einer Gesellschaft zu sein, wo Menschen, die Hilfe brauchen, nicht denken, dass sie kein Recht darauf haben.“ Ich sagte auch: „Man muss Kranken zeigen, dass es in Ordnung ist, wenn sie leben wollen. Ihr Leben ist genauso viel wert wie das der anderen.“ Eigentlich wissen nur wenige Menschen, dass ich MS habe. Es geht auch niemanden etwas an. Aber das, was die Kollegin sagte, klang so, als wäre man ein Mensch zweiter Klasse, wenn man auf Hilfe angewiesen ist. Als könnte ich mal ein Mensch zweiter Klasse werden.

Ich sagte ihr: „Ich bin sehr froh, wenn ich später jemanden habe, der für mich da ist, jemanden, der mir auch den Hintern abwischen würde. Und ich wünsche mir, dass dies auf eine Weise geschieht, in der wir beide unsere Würde wahren.“

Harald Terpe, 60

Die Grünen, Arzt, Antrag 1

Ich habe schon als Schüler im Krankenhaus gearbeitet, in der Uni-Klinik Greifswald. Vormittags war ich in der Schule, nachmittags oder nachts habe ich Kranke gepflegt. Oft bis zum Tod. Ich war stolz, etwas Sinnvolles zu tun. Damals habe ich Menschen sterben sehen, als Arzt sieht man das eher nicht.

Sterben ist nicht immer schrecklich. Was im Sterben passiert, ist für die Angehörigen schwerer als für die Sterbenden. Es sind die Angehörigen, die es nicht ertragen können. Und die Sterbenden machen sich Sorgen um die, die bleiben. Man muss die Sterbenden loslassen können. Die Angehörigen müssen lernen, dass sie eine humane Verpflichtung haben, das Schicksal zu tragen. Das sind sie den Sterbenden schuldig.

Im letzten Herbst habe ich meine Mutter zu Hause gepflegt und bis zu ihrem Tod begleitet.

Als sie noch nicht krank war, haben wir oft diskutiert. Meine Mutter sagte: Falls ich krank werde, hoffe ich, dass du die richtige Spritze für mich hast. Ich habe ihr widersprochen. Man kann die Verantwortung für das eigene Sterben nicht



Terpe

einfach abgeben. Denn mit der Aufforderung zur Suizidhilfe holt man jemanden in die Verantwortung. Man gibt sie ab, das macht es vermeintlich so attraktiv. Wenn es nicht die Angehörigen sind, sondern Ärzte oder Sterbehilfvereine, kann man sich sagen, man habe niemanden belastet.

Meine Mutter bekam dann eine Tumorerkrankung. Sie machte eine Chemo und hatte noch einige Jahre mit guter Lebensqualität. Als der Tumor wiederkam, entschied sie für sich, dass sie nicht mehr therapiert werden wollte. Es ging unausweichlich auf den Tod zu, und die Diskussion fing wieder an.

Es ist nicht einfach, mit dem Todeswunsch der eigenen Mutter konfrontiert zu werden. Ich fragte sie: Was willst du genau? Soll ich dir einen Becher mit Gift hinstellen? – Nein!, sagte sie, das will ich nicht. – Wie stellst du es dir denn vor? Soll ich es dir in den Mund schütten? – Nein, sagte sie, kannst du mich nicht spritzen?

Die Spritze – das ist eigentlich der Wunsch. In der jetzigen Debatte wird das verschleiert. Viele wollen eigentlich die aktive Sterbehilfe, trauen sich aber nicht, das zu sagen. Sie wissen, dass es nicht geht.

Meine Mutter war verzweifelt. Wie soll ich denn sonst sterben?, fragte sie. Ich habe die Frage zunächst überhört und verdrängt. Aber irgendwann ging es nicht mehr. Also habe ich ihr einen Ratschlag gegeben, wie sie natürlich sterben könnte. Gleichzeitig habe ich ihr versprochen, den Weg mit ihr gemeinsam zu gehen. Sie wurde immer pflegebedürftiger. Aber wir haben das Leben trotzdem noch gestaltet. Ich habe sie aus der Klinik nach Hause genommen. Freunde, Verwandte kamen zu Besuch. Es gab die vielen Fragen des Verabschiedens und des Ordners. Junge, was machst du mit meinen Pflanzen, und noch das Geschenk für die Chefarztin. So haben wir herausgearbeitet, dass der Zeitpunkt schwer zu entscheiden ist. Es wurde immer weiter aufgeschoben. Weil es doch noch